

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 111.

Freitag, 11. Mai.

1928.

(17. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Der Direktor hatte sich nervös erhoben, versenkte die Hände in den Hosentaschen und blieb dicht vor seinem sonderbaren Gegenüber stehen. Im Verlaufe einer langen Bühnenkarriere war ihm schon ein veritables Panoptikum von allerlei verrückten Rätzen durch die Hände gegangen. Eine der allerabnormsten Typen aber schien dieser Mensch hier zu sein. Er hätte seiner Unterredung längst ein Ende bereitet, würde es ihn nicht gereizt haben, der Sache doch noch irgendwie auf den Grund zu kommen. Und so erkundigte er sich ungeduldig:

„Herrgott noch mal — was wollen Sie denn eigentlich dauernd von dem Herrn von Yskem? Der scheidet doch hier vollkommen aus!“

Der andere war gleichfalls aufgestanden.

„Das dacht' ich ebenfalls“, sagte er düster, „aber wir irren uns beide. Über haben Sie denn noch gar nicht bemerkt, wie die Fräulein Lint ihr „Sehnsuchtslied“ singt? Ohne daß ich es früher von ihr hörte, weiß ich doch: Seitdem Rittmeister von Yskem das da in Hamburg passiert ist, bedeutet es ihr mehr als nur eine der Nummern ihres allabendlichen Repertoires. Ich kann mich nicht so klar ausdrücken. Aber wenn Sie morgen während des gleichen Bildes wieder im Theater sind und Fräulein Lint beim Singen beobachten und auf den Klang ihrer Stimme achten, dann werden Sie doch verstehen, was ich mit all dem meine. Erraten allerdings werden Sie auch dann nicht, weshalb ich mich soweit vergessen konnte, Ihre ganze Vorstellung zu stören.“

„Nein“, gestand der Direktor und gab das aussichtslose Rennen auf. „Aber zumindest werden Sie nichts dagegen haben, wenn ich Fräulein Lint über mein Gespräch mit Ihnen unterrichte.“

„Im Gegenteil, — ich bitte Sie, es zu tun und ihr gleichzeitig meine Entschuldigung auszusprechen, falls ich sie vielleicht erschreckt haben sollte.“

Sein Gegenüber versuchte es mit seinem allerletzten Trick.

„Vielleicht würden Sie Wert darauf legen, es selbst zu tun? In diesem Falle könnte ich es unter Umständen ermöglichen, Fräulein Lint zu veranlassen, daß sie Sie ein paar Minuten empfängt.“

Da wich der Ältere zurück und hob in fast entsetzter Abwehr die Hände zu halber Höhe.

„Nein!“ bat er bestürzt. „Um Gottes willen, nein, ich wünsche die Dame unter keiner Bedingung persönlich zu sprechen!“

„Na, hören Sie, — schmeichelhaft ist das für meine Oiva nun gerade auch nicht!“

Der mit den finsternen Augen sah ihn hilflos an.

„Das verstehe ich nicht, was Sie damit sagen wollen. Aber wenn ich Sie bitten dürfte, mich jetzt zu entlassen . . . Und sofern Ihnen durch mich irgendein materieller Nachteil entstanden ist, komme ich dafür selbstverständlich auf. Ich heiße Horst Rowalt und wohne in der Sybelstraße 149 in Charlottenburg. Den Beweis für die Richtigkeit meiner Angaben kann ich Ihnen durch meinen Pa . . .“

Er machte Miene, seine Brieftasche zu ziehen, doch legte ihm der Direktor die Hand auf den Arm.

„Sie schulden mir nichts, Herr Rowalt. Und wenn Sie jetzt zu gehen wünschen, so steht dem nichts im Wege.“

„Guten Abend“, sagte der andere kurz, machte eine korrekte Verbeugung und verließ das Theaterbureau.

Der Direktor und der Oberschleifer starrten ihm kopfschüttelnd nach.

Horst Rowalt hatte den Hut nicht aufgesetzt, als er das Theater verließ, behielt ihn auch in der Hand, während er auf die Straße hinaustrat und sich nach links wandte — den Linden zu.

Das Branden und Tosen des allabendlichen Berliner Verkehrs schien er gar nicht zu merken. In tiefe Gedanken versunken, ging er seines Weges. Erst die Friedrichstraße hinab, dann auf der kiesbestreuten Mittelpromenade entlang. Er schien müde zu sein, erschläft unter der starken Reaktion, die nach jenem seltsamen Geschehnis über ihn herfiel.

Die süß verhaltene Schwermut jenes Liebes wanderte mit ihm, lang und schluchzte noch immer in seinem Empfinden, wollte noch immer nicht die letzten Fesseln lösen, die ihn vorhin der Kraft klarer Ueberlegung beraubt hatten.

„Seit du mich einsam liehest zurück,

Ist meine Seele gestorben . . .“

murmelte er einmal und trodnete sich die feinen Schweißperlen von der Stirn.

Am Brandenburger Tor zog er seine schergoldene Uhr, winkte ein vor dem „Adlon-Hotel“ freigegebenes Auto heran und ließ sich zum Steinplatz fahren.

„Ich erreiche ihn noch!“ murmelte er, während der Kraftwagen an der französischen Botschaft vorüberglitt.

Im „Regent-Klub“ schien er bekannt zu sein. Wenigstens begrüßten ihn die beiden galonierten Diener mit jenem leisen vertraulichen Lächeln, das sie nur bevorzugten Habitués des Klubs gönnten.

Er achtete nicht darauf.

„Herr Konsul ist abwesend?“ fragte er und ließ sich die Uebersachen abnehmen, die er über dem Arm getragen.

„Herr Konsul war vorhin hinten im Bureau, befindet sich aber mit Madame Trignard in den vorderen Räumen.“

Horst Rowalt nickte dankend.

Spähend durchquerte er den Speisesaal und Parlour-Room. In der Bibliothek entdeckte er sie beide, in halblaut geführte eifrige Unterhaltung vertieft.

Der Konsul d'Arzilla erhob sich sofort, kam ihm entgegen, griff nach der Rechten des Eingetretenen und schüttelte sie herzlich.

„Ausgezeichnet, daß Sie doch noch kommen. Ein ebenso unerwarteter wie später Gast. Madame Trignard sprach mir soeben die bedauernde Vermutung aus, daß wir heute auf Ihre Anwesenheit würden verzichten müssen.“



Horst Nowalt hatte die Französin nur mit seiner charakteristischen, korrekt unpersönlichen Verbeugung begrüßt.

„Ich war soeben im Esplanade-Theater!“ sagte er bedeutungsvoll.

Der Portugiese stutzte.

„Im Esplanade-Theater? Weshalb denn gerade dort?“

„Weil ich Rena Lint einmal von Angesicht zu Angesicht sehen wollte.“

Die tief zwischen Tränenjäden liegenden Augen d'Arzillas flimmerten argwöhnisch auf.

„Darf ich den Grund dieses Wunsches erfahren?“

„Ich hatte gestern in einer Zeitschrift der eleganten Welt eine Plauderei über unsere prominentesten Berliner Bühnenkünstlerinnen gelesen. An erster Stelle war da Fräulein Rena Lint aufgeführt und die Tatsache erwähnt, daß ihre Verlobung mit dem Rittmeister von Yskem eine reine Herzensangelegenheit sei. Sie wissen: bisher hielt ich die Beziehungen der beiden für eine Sache völlig oberflächlicher gegenseitiger Eitelkeit und Effeithascherei und hatte mit der Person Fräulein Lints überhaupt nicht gerechnet. Da las ich den Artikel und wurde stutzig. Deshalb wollte ich diese Rena Lint einmal in ihrem eigentlichen Rahmen auf der Bühne sehen.“

„Und zu welchem Ergebnis hat Ihr Besuch des Esplanade-Theaters Sie nun geführt?“ Das war die etwas scharfe Stimme der Französin, die sich gleichfalls erhoben hatte, um zu den beiden Herren zu treten.

„Zu dem Ergebnis, Madame, daß diese Verlobung tatsächlich eine reine Herzensangelegenheit sein muß!“

Sie lachte höhnisch auf.

„Das wollen Sie in den paar Stunden und vom Zuschauerraum aus festgestellt haben?“

„Mit einer Unbedingtheit, die nichts wieder erschüttern kann!“ erwiderte er fast schroff und von irgendeiner heimlichen Sorge gequält. „Wenn Sie das Singen dieser Frau und den heimlichen Unterton in ihrer Stimme gehört, wenn Sie gesehen hätten, wie ihre Lippen in verhaltenem Schmerz zuckten und wie trostlos ihre Augen waren bei den Worten:

„Seit du mich einsam liebst zurück,

Ist meine Seele gestorben.“

„Wenn Sie das gesehen und gehört hätten, dann — „Theater!“ unterbrach sie achselzuckend. „Sie spielte einfach ihre Rolle; nichts weiter.“

„Sie spielte sich selbst!“

Sein Gesicht war bleich vor tiefer Erregung, die ihn mehr und mehr übermannte.

„Herr Konsul“, verietzte er und wandte sich dem kleinen untersehten Herrn wieder zu. „Ich bin betroffen, wie ich es noch nie im Leben war. Weil die grundlegende Voraussetzung, die den Ausgangspunkt der ganzen Aktion bildete, falsch war. Wäre der Rittmeister von Yskem allein getroffen worden, dann wäre das ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit gewesen, und hätte dem vorgefaßten Plan entsprochen.“

„So ist es doch auch.“

„So ist es nicht!“ Er verlor mehr und mehr die Beherrschung. Er schrieb fast, so daß Madame Trignard erschrocken die beiden Flügelthüren, die zum Parlour-Room führten, ineinanderstieß. „So ist es eben nicht! Das weiß ich seit heute abend, seit ich diese Frau singen und spielen sah. Entweder haben Sie mich bewußt getäuscht, oder Sie sind selbst falsch unterrichtet. Der Zeitschriftenartikel hat nicht gelogen; diese beiden Menschen lieben sich aus tiefster Seele! Deshalb ist von dem Hamburger Eklat nicht nur der Rittmeister von Yskem, sondern weit mehr seine Braut betroffen worden. Ein Mann sollte der verdienten Strafe anheimfallen, statt dessen ist das Glück einer völlig schuldlosen Frau zerstört worden. Einer Frau, die . . .“ Mit verlorener Handbewegung strich er sich über die Stirn, hinter der ein wüster Chaos herrschen mochte.

Ueber den gelblich-fahlen Zügen des Portugiesen lag ein krampfhaft verlogenes Lächeln, das begütigend sein sollte. Begütigend auch war die Geste, mit der er seinem Gegenüber die Hand auf die Schulter legte.

„Lieber Freund“, sagte er vertraulich, „Sie sind

augenblicklich etwas — na ja — aus dem Gleichgewicht gebracht. Das eben ist ja die faszinierende Wirkung einer Künstlerin solchen Ranges. Man erlebt sie! Man vergißt das Theater und sieht nur den Menschen und die Frau. Man erliegt, ohne es zu ahnen, einer schwereren Autosuggestion. So ist es auch Ihnen heute ergangen. Morgen früh wird das verflogen sein. Morgen früh sehen Sie die Dinge wieder in ihrem wahren und nüchternen Zusammenhange und werden lächeln darüber, daß Sie eine gefeierte Schauspielerin, die eine große Dame von Welt und ein herzlos-kühles Geschöpf ist, für eine sentimental-romantische Backfisch natur hielten.“

Nur ein einziges Wort schien in dem ehemaligen Oberzahlmeister haften geblieben zu sein.

„Morgen!“

Und er fuhr aus starrem Brüten auf.

„Wir werden morgen darüber sprechen. Wir müssen Mittel und Wege finden, um zu verhindern, daß eine völlig schuldlose Frau einer Strafe zum Opfer fällt, die sie selbst ja gar nicht treffen sollte.“

„Aber lieber Freund, wenn ich Ihnen doch sage, daß Sie lediglich einer flüchtigen Stimmung erlagen und daß keinerlei, wirklich keinerlei Mittel und Wege gefunden werden brauchen . . .“

Er verstummte erschrocken, denn der andere hatte mit jäher Bewegung die Hand von seiner Schulter verschleudert.

Und wiederholte leise und drohend:

„Wir werden den Weg finden! Und sollten Sie es ablehnen, mir dabei zu helfen, dann finde ich ihn allein! Zweifelnd Sie nicht an meinen Worten — ich mache sie zur Wirklichkeit; morgen!“

Die beiden waren wieder allein.

Marcelle Trignard hatte sich in einen Sessel geworfen, während der Konsul mit großen Schritten den Raum durchmaß, in den drüben vom Spielsaal her die Stimmen der Gäste hereindrangen.

„Run?“ fragte er endlich und blieb ruckhaft vor ihr stehen.

Sie sah ihn von unten herauf ruhig an.

„Gefahr im Verzuge!“ sagte sie kalt und ohne Umschweife. „Wir werden diese Nacht nicht viel Schlaf finden, denn wir haben scharf zu überlegen. Morgen vormittag ist er bei dir. Dann mußt du gewappnet sein. Sonst beschwörst du im Handumdrehen Katastrophen herauf!“ (Fortf. folgt.)

## Verschollener Branch.

Von Gustav Salm.

Wem wird nicht feuchtschmelzend zu Mute, der den Namen St. Goar vernimmt? Reime, wie „Rhein“ und „Wein“, „Zecher“ und „Bescher“, klingen auf, und man gedenkt einer uralten Zeit, da Philipp der Großmütige scheidend seine Lande unter seine vier Söhne verteilte und zu Philipp sprach: „Lipps, du sollst St. Goar und Rheinfels haben, denn du trinkst so gern!“ — Der Schimmer der echten Wein- und Rheintromantik liegt über der alten, nun verfuntenen und vergessenen Sitte, von der ich plaudern will. Mein Gewährsmann ist Joh. Herm. Dielhelm in seinem Rhein-Antiquarius von 1744.

Sehr zweifelsüchtig gegenüber den Überlieferungen beginnt Dielhelm seine Schilderung damit, den Heiligen Goar für eine erdichtete Persönlichkeit zu erklären. Daß er darin irrt, hat wohl Peter Knab in seinem sehr gründlichen Buche „St. Goar, ein rheinisches Heimatbuch“, überzeugend nachgewiesen.

Noch zu seiner Zeit sah man am Zollhause von St. Goar ein messingenes Halsband, das Burschband genannt. Nach ihm nannte sich eine kaufmännische Gilde „Halsbands-, Burschbands- oder auch Hanseatenorden“. Sie führte ihren Ursprung auf Karl den Großen zurück, doch darf man eher an die Zeit der Städtehansa denken, dazu an eine Erinnerung an Karl V., der dem Orden eine Stiftung machte, einen Becher, ferner, wie behauptet wird, das Halsband selbst, das in Silber gedacht war, aber in Messing ausgeführt wurde, um nicht Diebstahlsgehrte zu erwecken. Nach anderen war es zuerst von Eisen, erst Friedrich V. und seine englische Gemahlin schenkten das messingene. Wie dem auch sei: das Halsband war da und die Herren vom Halsband-Orden wukten sich seiner zu bedienen.



Wenn nämlich ein Fremder in den Ort kam, so wußte er von den Gästen der bekanntesten Gasthöfe „Zum grünen Wald“ und „Zur Lilie“ zum Zollturm geleitet und dort an das Halsband angeschlossen. Er hatte sich unter den Umstehenden Paten zu wählen und sich zu entscheiden, ob er mit Wein oder Wasser getauft werden wolle. Wehe dem, der das Wasser wählte! Man legte ihm diese unheimliche Wahl als Geiz aus und bestrafte ihn, indem man ihm einen Kübel Wasser übergoss. Aber wer die Weintaufe wünschte, der ward unter fröhlichem Geleit in eines der beiden Gasthäuser geführt und dort gründlich, wenn auch innerlich, mit Wein getauft. Freilich hatte er zu den Kosten beizutragen und auch der Armen zu gedenken. Man setzte ihm eine Messingkrone auf und er mußte aus einem silbernen Becher, als dessen Stifter neben Karl dem Großen die schwedische Königin Christina und eine englische Königin genannt werden, vielerlei Gesundheitstrinken: die Karls des Großen, der beiden Königinnen, des regierenden Fürstenhauses, der Tautpaten, der ganzen Gesellschaft. Und man kann sich wohl denken, daß es bei diesen nicht blieb; es mag sich manch fröhliche Sitzung bis tief in die Nacht hinein angeschlossen haben. Nicht selten mußte der Täufling aus dem Silberbecher des Hauses Hessen-Rheinfels die Gesundheit wiederholen, wobei ihm das Matrikelbuch des Ordens (zum Teil im Krefelder Museum erhalten) vorgelegt wurde. Man las ihm daraus vor, daß er auf Grund dieser Taufe freie Jagd auf der „Bant“ (einer Klippe im Rhein), freien Fischefang auf dem Vorelenberg habe und trieb andere Kurweil mehr. Endlich hatte er in das Matrikelbuch seinen und seiner Paten Namen einzuschreiben, das auf diese Weise eine prächtige Autogrammsammlung geworden ist; denn es haben sich Kaiser und Könige, Dichter und Maler darin „verewigt“, Kaiser Karl V., die hessischen Fürsten, Sickingen, Verligingen und andere. Ja, die Freiheiten dieses Ordens waren fürstlicherseits bestätigt und auf Cantate 1827 im Namen Georgs, Landgrafen von Hessen, durch Johann Woss zu Wietelshausen, genannt Schrautenbach, feierlich gewährleistet.

Der Becher von Hessen-Rheinfels, heute verschollen, nachdem er 1870 in Koblenz sich befand, trug die Aufschrift:

Zu Ehren Sanctgoar am Rhein  
Ist gar wohl und fein  
Der Landgräflichen Verhannse Stadt  
Dies Trintgeschirr gemacht.

Ein anderer Becher mit den Bildnissen Karls des Großen und seiner Söhne Karl und Pipin, angeblich bei deren Verköhnung dem Heiligtum Sanct Goars gestiftet, war zur gleichen Zeit im Besitz des Inhabers der „Lilie“, ist aber seither abhanden gekommen, wie auch die Messingkrone und die Mehrzahl der Dokumente. Brände, Erdbeben, Krieggswirren haben das ihre dazu getan. Von der ganzen Herrlichkeit ist nichts erhalten als die wenigen Bücher in Krefeld und der Silberbecher des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, den dieser 1683 anlässlich seiner „Taufe“ schenkte und der im Besitz der städtischen Verwaltung St. Goar ist.

Daß die St. Goarer es sehr ernst mit ihrem Orden meinten, zeigt ein Vorfall von 1665. Damals ließ der Amtmann eine zum Pranger verurteilte Dirne an einem Halsbande ausstellen. Die braven Bürger entrüsteten sich höchlich über solchen Mißbrauch dieses, ihres symbolischen Zeichens und setzten durch, daß künftig leichtfertige Frauenpersonen an den Bühen angeschlossen werden sollten.

Die Neuzeit hat keinen Platz mehr für solche Romantik. Wohin sollte wohl die Bürgerschaft St. Goars kommen, wenn sie heutzutage die „Durchreisenden“ mit Wein laben wollte? Daß der Brauch abkam, ist nicht zu bedauern; aber beklagenswert ist, daß selbst die Erinnerung an ihn zu schwinden beginnt und daß seine historischen Insignien so schlecht behütet wurden.

## Fische im Mai.

Von Walter v. Nummel.

Festlich für die große Vielheit aller Fische sind wieder die Tafeln des Lebens gedeckt. Zu Ende der grausame, der kalte und hungrige Winter, wo nichts als eiflöst zu Wasser verrinnende Flocken in den See fielen, nichts als scharfkantige Eisschollen den Fluß herabtrieben. In diesen Tagen der großen Not stoberte der Raubfisch nicht einen Gründling, nicht ein kleines Aitel mehr im freien Strome auf, alle hatten sie sich ängstlich und frierend unter das Eis oder in die Uferlöcher verkrochen. Vergeblich durchsuchte der Friedfisch die Welle nach einem sich windenden Wurm, hielt ganz umsonst lehnstüchtige Ausschau nach einer über die Wasser hushenden Mücke. Raum daß einmal eine kurzlebige, winzige Eintagsfliege hereinwehte. Zu Ende gottlob die harte Zeit, alles ist wieder in Fülle und Fülle da. Und den guten Appetit trübt auch kein schlechtes Gewissen. Denn allen

Wasserlebewesen hat man Lebens und reichlich Gemüthe getan, vor allem jener ersten und schwersten, jener der Fortpflanzung von Art und Geschlecht. Die Forelle begann damit schon vorsorglich im Herbst, und konnte, als ihr der Christbaum weiß und froh am Ufer stand, im gelben Sande bereits ihre goldenen Eier wiegen. Hecht, Aische und Huchen haben im März und April ausgelegt ihre fröhlichen und nur manchmal etwas wildbewegten Hochzeiten gefeiert. Jetzt, wo der Mai ins Land gezogen ist, sind sie sogar alle bereits wieder glücklich geschieden. Sie sagen es zwar nicht mit dünnen Worten, aber im Grunde ihres Herzens sind sie fast alle heilfroh über die glatte Scheidung. Denn wenn man es aus der Vogelperspektive der Vergangenheit nüchtern beseht, was war das alles für eine unnütze und entsehlliche Pladerei, Arbeit und Mühe gewesen. All die Kämpfe und Quelle auf scharfe Zähne mit bissigen und ungehobelten Rivalen, die vielen Umschmeichelungen der erwählten Eheliebsten, zu denen, wollte man nicht gescholten sein, man sich notgedrungen herbeilassen mußte. Nein, nein, es war nicht sehr schade, daß diese ganze Zeit der vielen wahren und falschen Liebesworte endgültig und für ein ganzes Jahr vorüber war. Geblieben von all der Aufregung und Durchdrüttelung war letzten Endes nichts als ein Riesenhunger, den man nun, so rasch als das nur sein konnte, zu stillen sich bemühen mußte.

So geht denn, mit einem mächtigen Appetit behaftet, im schönen Monat Mai der Hecht gut an die Angel. Allerdings dauert diese Herrlichkeit zumeist nicht sehr lange. Hat der Räuber sich nach seinem Leichgeschäft endgültig satt und vollgefressen, wird er bald laut und träge. Nach der einen, nach den zwei Maiwochen, in denen er noch gut zu fangen ist, versichert er bis auf weiteres auf die Ehre, ist dann bis Ende Juli oder Anfang August nicht mehr leicht zu sprechen. Den Huchen kann man ebenfalls im beginnenden Mai noch gut dingelt machen, allerdings nur in jenen Flüssen, die jetzt kein Schneewasser führen, die bereits wieder mit klarer Woge daherrinnen. Hier hat man es sogar wesentlich angenehmer und bequemer als im Winter, Fände und Leine brauchen nicht mehr schmerzhaft einzufrieren. Aber auch beim Huchen hat man sich zu beeilen, denn allzu viel der Nahrung schwänzelt im Flusse herum, der Rote braucht nur den Rachen aufzusperrn, er, der beste und schnellste Schwimmer des Wassers, nur einen raschen Fahrer zu machen und schon hat er auch seinen Tagesbedarf gedeckt. Auch bei ihm lassen, wie beim Hecht, Hunger und Gier nach kurzer Weile aus.

Dafür kann der Angler sich nun an alle anderen, wieder aus ihrem Winterschlaf erwachten Wasserbewohner halten. Karpfen und Schleien, die verschiedensten Fries- und Weißfische, die Barbe, alle heißen sie wieder. Vor allem ist aber jetzt die hohe Zeit für Forelle und Aische gekommen. Die erstere hat sich außer in den ganz nahrungsarmen Bächen des Hochgebirges bereits von allem harten Hunger erholt, beginnt wieder, fett und drallen Leibes zu werden. Der Aische, die ihre Wohnstube im schon breiteren Flusse und im Lande besseren Futters hat, ist überhaupt von Sorge und Not nie recht viel anzusehen gewesen. Emsig nimmt sie nun, wie ihre Schwester, die Forelle, die Fliege, während die größeren Exemplare der Forelle noch besser mit dem Spinnfisch zu betören sind. Wenn man im Mai auch ans Wasser hinausgeht, immer wird man in gut besetzten Gewässern und wenn man nicht einen besonders kalten und unfreundlichen Tag zubüffert bekommen hat, mit vollem Rudel nach Hause kommen. Zur Zeit der „Maifliege“ wird man sich direkt abzuschleppen haben. Da geht es Schlag auf Schlag. Die Fische scheinen gar nicht erwarten zu können, sich an den Haken und damit aufs Land zu bringen. Das ganze Wasser ist wie ein Toll- und Irrenhaus, jede Scheu und Vorsicht ist gänzlich vergessen. Nichts, nichts als die eine Gier, sich den Magen recht vollzustopfen, diktiert die Geschichte der Beschuppten. Dieser beste und reichste Sport des Jahres, der mit der „Maifliege“, kann allerdings entgegen seinem Namen nicht leicht schon im Mai genossen werden. Denn die Maifliege, die ihren Namen schon vor Einführung des Gregorianischen Kalenders empfangen, taucht heute zum meist erst in der zweiten Woche des Juni auf.

Ob Mai oder Juni, schön ist es jetzt immer draußen am rauschenden Strome, am murmelnden Flusse. Am schönsten aber wohl, wenn wir uns dazu bequemen, selbst in die wandernde Welle einzufleigen und uns von ihr langsam mitnehmen lassen. Zwischen dichten Mauern von schwerem, fast tropischem Grün geht unter Wasserpfad dahin, der Faulbaum leuchtet in dichter weißer Blüte auf, die vielen anderen Büsche versuchen, es ihm gleich zu tun, bald schimmert es wieder weiß, bald gelb und bald rosa. In einem Garten, dessen Grundton vom ersten jungen und lichten Baumgrün angeschlagen wird, wandern wir dahin. Unter einer Sonne, die seit kurzem selbst wieder jung, stark und lebenspendend geworden ist. Und mit ihr auch ihr Erben- und Sorgenkind, der Mensch. Hell liegt vor ihm das



große, weite Land der Zukunft, dem seine Lebenswelle entgegenstrahlt. Und ist das frohe Bild, das er da sieht, vielleicht auch nichts weiter als ein holder Trug, immer hat er für eine ganze volle Schicksalsfeierstunde einen guten, hellen Schein in Herz und Auge bekommen.

Wer daher es nur immer kann, der wandere jetzt im Mai hinaus an blauen See, an den grünen Fluß. Viel mehr als nur ein paar Fische wird er erbeuten, reichen und schweren Segen mit sich nach Hause tragen.

## Neue Bücher

\* **Isadora Duncan: „Memoiren“.** (Amalthea-Verlag, Wien.) Das spannend geschriebene Buch eröffnet einen fesselnden Einblick in die Tiefen einer großen Frauen- und Künstlerseele. Mit ungeahnter Kühnheit bekennt die Verfasserin alle Geschehnisse ihres äußeren und inneren Lebens und erzählt ungeschminkt die Wahrheit, gleichgültig ob erhebend oder niederschmetternd. Auf Epochen beklemmender Armut und bitterster Not folgen verschwenderischer Glanz und üppigster Reichtum. Wir begleiten die Künstlerin auf Seereisen und Kalfahrten an Bord fürstlich ausgestatteter Privatjachten, wir werden mit ihr in den tollen Wirbel des Karnevals von Nizza, der feenhaften Künstlerfeste von Versailles usw. geführt. Dann wieder folgen auf eine amerikanische Tournee mit märchenhaften Ertragnissen Zeiten des grauen Elends. Erstaunlich und zugleich unheimlich fesselnd ist die Unbefangtheit, mit welcher diese griechisch fühlende und lebende Frau ihr reichbewegtes Liebesleben schildert. Auch hier schärfste Kontraste: schwärmerische Hingebung und tollste Ausschweifung lösen Ärsen ab, in denen sich Isadora in maßloser Eifersucht verzehrt. In wahrhaft tragischer Weise beschreibt die Verfasserin die große Katastrophe ihres Lebens: den furchtbaren Tod ihrer beiden Kinder, die vor ihren Augen in den Fluten der Seine ertrinken. Besonders reizvoll ist auch die Schilderung verschiedener bedeutender Menschen, mit denen die Künstlerin in allen kulturellen Zentren Europas und Amerikas Beziehungen unterhielt. Sie erzählt von ihren Gesprächen mit der wundervollen Duse, mit d'Annunzio, Rodin, Ernst Haeckel, Cosima Wagner, Franz von Stud, Hermann Bahr und vielen anderen. Die Memoiren waren beim tragischen Ende der Duncan unvollendet. Diese Lücke — die Berufung Isadora Duncans nach Moskau, ihre dortige propagandistische Tätigkeit, ihre unglückselige Ehe mit Jessen — überbrückt mit gewohnter Meisterschaft René Fülöp-Müller auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft. Esse Wieselthaler zeigt — unterstützt durch reichvolles Bildmaterial — die Entwicklung der Tanzkunst aus der starren Ballettradition bis zum völligen Radttanz. Das reich illustrierte Buch ist mehr als die glänzende Schilderung eines höchst interessanten Menschenschicksals.

\* **„Rasputins Ende“** Von Fürst Felix Jusupoff. Mit einem Vorwort von Klabund. (Pantheon-Verlag, Berlin W. 9.) Rasputin ist 1916 in der Nacht zum 17. Dezember von Fürst Felix Jusupoff mit Unterstützung des Großfürsten Purischkewitsch ermordet worden. Elf Jahre ist es her, und doch ist er bereits zu einer fast sagenhaften Gestalt geworden. Nur sein Äußeres steht einwandfrei fest, durch zahlreiche Photographien der Welt überliefert. Ueber seine innere Persönlichkeit gehen die Meinungen weit auseinander, und es gibt kaum zwei Menschen, die über das Wesen dieses rätselhaften Menschen ein und derselben Auffassung sind. Den einen ist er der rohe, ungebildete und eitle Bauernparvenü, den anderen der hervorragend begabte, mit eiserner Energie und ungeheurer suggestiver Macht ausgestattete Mensch, den einen Verbrecher, den anderen Heiliger. — Es wird den kommenden Geschichtsschreibern vorbehalten bleiben, den wahren Kern dieser Persönlichkeit aus dem Wirrwarr der Gerüchte, Legenden und politischen Leidenschaften herauszuschälen, und die einflußreiche Rolle, die er in der Politik Russlands während der letzten Herrscherjahre Nikolaus' II. gespielt hat, eindeutig festzustellen. — Jusupoffs Buch bietet unzweifelhaft sehr wertvolles Material! Sein Hauptwert liegt darin, daß es einen wahrheitsgetreuen Niederschlag des mit Rasputin persönlich Erlebten enthält, und daß es die erste authentische Darstellung von Rasputins Ermordung sowie ein Bekenntnis der psychologischen und politischen Motive der Tat bietet. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. — In dem von Klabund geschriebenen Vorwort „Geschichte und Legende, Wahrheit und Dichtung, Mythos und Persönlichkeit“ wertet der Verf. der Gegenwart die „Rasputiniade“ als den Legendenstoff, aus dem die Dichter kommenden Zeiten Gesänge und Gedichte, den Mythos, gestalten werden.

\* **„Agnese von Zahn-Barnad: „Die Frauenbewegung“.** Geschichte — Probleme — Ziele. (Deutsche Buch-Gemeinschaft Berlin SW. 68.) Das vorliegende Werk will dem Leser, und zwar auch dem, der sämtlichen Frauenproblemen bisher ferngestanden hat, einen Einblick eröffnen in den geschichtlichen Gang der Entwicklung, es will die Probleme zeigen, um die die Frauen zurzeit ringen, und die Ziele aufweisen, nach denen die Bewegung als Ganzes strebt. Es wird gezeigt, wie die Frauenbewegung sich der drei Lebenskreise bemächtigt hat, in denen jeder einzelne Mensch steht. Zunächst werden ihre Beziehungen zur Familie, zur Ehe und zur Mutterschaft dargelegt, anschließend daran wird der Kampf der Frau um die Hebung der Volkstüchtigkeit geschildert. Der zweite große Lebenskreis, den die Frauenbewegung ergriffen hat, ist Bildung und Beruf. Der dritte große Lebenskreis umschließt das öffentliche Leben. Der Kampf um das politische Stimmrecht ist hier das Thema. Eine Fülle von lebensvollen Persönlichkeiten tritt uns entgegen. Tieftragische Situationen wechseln mit solchen, über die wir heute lächeln können, wenn sie auch den Teilnehmern seinerzeit nichts weniger als lächerlich vorgekommen sein mögen. Alle die behandelten Probleme sind heute im wahren Sinne des Wortes Gegenwartsfragen, an denen niemand vorbeigehen kann, der seine eigene Zeit verstehen will.

\* **Maria Evers: „Die Mutter“.** 8°. Text zweifarbig auf feinstem Büttelpapier. 32 Seiten und 8 Bilder in Kupferstichdruck. (Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 23.) Was hier in Form von Briefen der Freundin an eine junge Mutter sich gibt, ist in Wahrheit eine religiöse Dichtung auf Frauenwürde und heilige Mutterschaft. Der Empfang, die Pflege und erste Erziehung und schließlich das, was man „Auflösung“ nennt und was für echte Frauen (wie hier) doch etwas ganz anderes, unvergleichlich Reines und Hohes ist — das sind die Gesprächsthemen, über die sich Freundinnen austauschen. Zum Muttertag — ein Mutterbuch.

\* **Hermann Oldenbergs „Buddha“.** Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Zusammengefaßt aus dem gleichnamigen Werke durch G. Lindenlaub. (Georg Westermann, Braunschweig.) Vom Leben und von der Lehre Buddhas erzählt dieses prächtige Büchlein: von seiner Jugend, von den Anfängen seiner Lehrtätigkeit, der Bräutigam von Benares und den Befehrungen. Sein Wirken, sein tägliches Leben und sein Verhältnis zu seinen Gegnern wird knapp und anschaulich geschildert. Diese kleine Auswahl aus Hermann Oldenbergs berühmtem Werk ist für jedermann leicht verständlich; ihre Anschaulichkeit wird unterstützt durch einen Bilderanhang. Der Band bildet eine wertvolle Bereicherung der Sammlung „Wissenschaftliche Volksbücher“.

\* **Mortle Johnston: „Senker Johann“.** Aus dem Englischen übertragen von Franz Fein. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Wäre man ohne Kenntnis von Alter und Geschlecht des Autors, so würde man dieses Werk als grobkörnige Dichtung eines reifen Menschen ansprechen müssen. Weiß man aber, daß der Verfasser dieses Romans ein 18jähriges irisches Mädchen ist, so bewundert man die Genialität dieser Schöpfung. Kaum ein Charakter dieses Buches ist nicht auf irgendeine Weise liebenswert.

\* **„Geschichte des Welt Handels“** Von Oberstudiendirektor Prof. Dr. M. G. Schmidt. (Verlag von S. G. Teubner in Leipzig.) Der vorliegende Band, der bereits in 5. Auflage erscheint, behandelt die Entwicklung des Welt Handels vom Altertum bis zur Gegenwart. In dem Gedanken, daß gerade unsere Zeit des gesteigerten Welt Handels wohl mit dem lebhaften Interesse aller Gebildeten für wirtschaftliche Fragen rechnen darf, hat der Verlag den Rahmen des Werkes erheblich erweitert. Dabei wurde auf die geographischen Zusammenhänge besonderer Wert gelegt.

\* **F. Thomas: „Zimmerkultur der Kakteen“** (S. Neumann, Neudamm.) Der Zweck des Thomaschen Buches: „Kurze Anleitung zur Zimmerkultur der Kakteen“ ist ausschließlich der, eine Kulturanweisung zu geben, welche den Verhältnissen der großen Mehrheit der Kakteenzüchter entspricht und es überhaupt jedem möglich macht, auch bei geringem Raume erfolgreich diese Pflanzen zu kultivieren. Als Standpunkt der Kakteen wurde in dem Buche vor allem an das Zimmerfenster gedacht, wo sie je nach ihrer Art und der Jahreszeit entweder vor oder hinter demselben aufgestellt werden; denn wenn auch die in Treibhäusern gezogenen Exemplare sich durch schnelles und üppiges Wachstum vor allen anderen auszeichnen, so werden doch viele Arten der in freier Luft ohne alle künstliche Treiberei wachsenden Kakteen mit der Zeit nicht nur ebenso große Pflanzen, sondern sie werden auch durch kräftige Bestachelung und frohnde Gesundheit ihre durch künstliche Wärme verzärtelten Brüder übertreffen.